

Nur zum persönlichen Gebrauch

Kopien und Veröffentlichungen nur in Absprache mit
Jürgmeier – Letzacherstr. 12 – 8117 Fällanden
Fon: 043 355 51 41 - Mail: juergmeier@wort.ch
Homepage: www.wort.ch

Der Gewalt auf der Spur – Kantonsspital Luzern 9.9.2004:

Die Unfähigkeit zur Trauer oder Gewalt macht Männer

Den Mann als Opfer, die Frau als Täterin übersehen.

Über Geschlechterrealitäten und –vorurteile

Von Jürgmeier

Lassen Sie mich Ihnen, bevor wir uns bedrückenden Realitäten zuwenden, eine Geschichte erzählen.

Es waren einmal, und das war nicht das wirkliche Leben, ein Vater, vier Söhne, eine Prinzessin, die berühmte Höhle des Löwen, und das gibt doch – auch wenn's in keiner der bekannten Sammlungen von Grimm und Andersen zu finden ist -, das gibt doch schon ein ganz veritables Märchen.

Der Erste, vom König gewarnt – „Da ist noch keiner zurückgekommen, lebend.“ – rannte, was gisch, was häsch, davon, hatte Angst, gab Fersengeld, stiess gegen ein Apfelbäumchen, erkannte sein Tun, verkroch sich im Boden und starb den Erstickungstod. „Ehrenhaft“, schnitzte der Schreiner, auftragsgemäss, ins Holz.

Der Zweite, der überlegte – Schau vorwärts, und nicht hinter dich -, der zauderte nicht lange und packte – Taten statt Worte – sein Schwert, eilte mit entschlossenem, jagte mit schnellem Schritt ins Dunkel und ward nie mehr gesehen; der Löwe trottete Blut schnaubend ins Licht, und der Metz spitzte es in Stein: „Er starb wie ein Mann.“

Der Dritte, der schnappte sich, listig, ein Lämmchen, drückte ihm, kräftig, die Kehle ein und schlich sich, den warmen Kadaver hinter sich her schleifend, in die Grotte, aus der alsbald das Echo von Löwengebrüll und Menschengeschrei kugelte. Heraus wankte, blutüberströmt und hinkend, einen leblosen Körper hinter sich her schleppend – der Dritte, und verlangte vom König den Lohn, den verdienten. Der führte ihn zu der Prinzessin Gemach, doch die Türe, sie war verschlossen, und als nach langem, nach väterlichem Pochen der Schlüssel den Riegel endlich ins Holz zurück zwang, stand im Spalt die Tochter, nur hastig bedeckt, schaute den Dritten an, schaute mit prüfendem Blick, „Was will?“, wollte sie wissen, „dieser unappetitliche Kerl vor meiner Tür?“ und sprühte dem Vater Funken ins Auge. „Das ist“, stammelte der, „der, dem du versprochen.“ Da drückte die Prinzessin das königliche Haupt an ihren blutigen Nabel und flüs-

terte: „Aber Väterchen, das war einmal.“ Dem Helden wurde es heiss. „Da ist doch schon dieser andere, dieser megacoole Typ“, hörte er die Tochter raunen und sah des Vaters entschuldigendes Achselgezucke, brüllte „Was soll das bedeuten?“ in majestätische Ohnmacht und schlug sich mit schwarz gefrorener Faust den Weg zum versprochenen Platz an der Seite frei.

Doch da lag schon der Vierte, grinste unversehrt, lächelte unverschämt, lächelte dem Sieger ins Gesicht, dass der sich, von Igeln umstellt, im falschen Märchen wähnte und, fassungslos, mit anhörte, dass der Bruder, aus Angst vor dem Löwen, direkt in die Arme der Prinzessin geflüchtet und ihr, getröstet, mit feiner Hand seine Dankbarkeit bewiesen. „Und so einem Feigling willst du Tochter und Königreich geben!“, schrie der Dritte, betrogen um des Märchens gebührenden Ausgang. „Nein“, sprach der König, „ein Feigling ist der nicht, der dem König widerspricht.“ Das war sein letztes Wort, es wurde Hochzeit gefeiert, und der Vierte lebte mit der Prinzessin glücklich und vergnügt bis an sein seliges Ende.

Und das kam, bevor zum ersten Mal ein böses Wort zwischen den beiden fiel, denn der Dritte hatte den Liebenden einen gewaltigen Empfang bereitet, und so kam es, dass in den richtigen Märchen die Väter immer nur drei Söhne haben.

[Lob der Feigheit, aus: Jürgmeier: Der Mann, dem die Welt zu gross wurde]

Normalerweise kommentiere ich meine eigenen Texte nicht, aber Sie haben sich ja kaum für ein Märchendeutungsseminar am Vierwaldstättersee angemeldet, und ich bin auch nicht eingeladen worden, um in Rätseln zu Ihnen zu sprechen.

Was dieser kleine Prosatext mit dem eher utopischen Titel „Lob der Feigheit“ unterstellt – dass Männlichkeit massgeblich über Gewalt konstituiert wird -, ist, vermutlich, gesellschaftliche Wirklichkeit. Sohn Zwei und Drei machen es deutlich: Mann sein heisst, phällen oder phallen. Tell oder Winkelried. Die Söhne Eins und Vier aber geraten, weil nicht als Männer wahrgenommen, schnell einmal in Vergessenheit. Gewalt macht Männer. Dafür gibt es bei Frauen keine Parallele. Obwohl auch Frauen Gewalt anwenden, wie wir noch sehen werden, aber es macht sie nicht zu Frauen.

Wenn ich im Folgenden von Gewalt spreche, beschränke ich mich auf physische Gewalt, das heisst, auf jene Gewalt, mit deren Folgen Sie es in diesem Haus vermutlich immer wieder zu tun bekommen, Gewalt also, die bei anderen körperliche Schmerzen, allenfalls sogar Verletzung und Tod hervorruft. Es ist zu vermuten, dass physische Gewalt sowohl Reaktion auf andere Formen der Gewalt als auch Fortsetzung struktureller beziehungsweise psychischer Gewalt mit anderen Mitteln ist. Männer, die das Konzept der hegemonialen Männlichkeit mangels gesellschaftlichen Einflusses beziehungsweise struktureller Macht nicht einzulösen vermögen, versuchen, diesen Mangel

auch schon mal mit dem Griff zum Zauberstab der Gewalt auszugleichen. Wobei auch die im öffentlichen Bereich Mächtigen nicht vor dem Ausgeliefertsein im Privaten ge-
feit sind, und gerade da versuchen Männer immer mal wieder, Kontrolle mit Faust,
Messer oder Pistole herzustellen. Dass diesen physischen Wutausbrüchen oder –ein-
brüchen so genannt psychische Gewalt vorausgehe, mag zuweilen stimmen; eine
Rechtfertigung für blaue Augen oder gebrochene Rippen allerdings ist es so und so
nicht, zumal Prügel und verbale Demütigungen nicht selten aus derselben Küche
kommen.

Gewalt, gegen andere, aber auch gegen sich selbst, Gewalt ist letztlich immer der
Versuch, Ohnmacht und Unsicherheit, Angst und Ausgeliefertsein zu überwinden oder
zu beenden, um Stärke und Sicherheit, Kontrolle und Herrschaft oder wenigstens
endgültig Ruhe herzustellen. Das gilt für die Mutter und den Vater - die die Begrenzt-
heit ihres Einflusses auf das Kind, selbst das einjährige, nicht ertragen und zuschla-
gen – ebenso wie für den Mann, der sich, aus Angst vor der Unberechenbarkeit der
Liebe, mit Gewalt holt, was ihm nicht zufällt, oder, bei drohendem Liebesverlust, Ri-
vale, Frau, Kinder und womöglich auch sich selbst umbringt. Gilt für den Schüler, der
sich mit Blei und Sprengstoff an Lehrpersonen, Mitschülerinnen und –schülern rächt,
für die durch GottunddieWelt erlittenen Demütigungen und die bevorstehenden Aus-
sichtslosigkeiten in einer Gesellschaft, die nur noch die Überdurchschnittlichen brau-
chen kann. Gilt für den Spitzenpolitiker, der sich, den drohenden Karrierebruch oder
gar gerichtliche Klagen vor Augen, in den Tod stürzt. Die subjektiv als Hilflosigkeit
oder Bedrohung empfundene Begrenztheit menschlichen Einflusses bewirkt bei den
Gewalt Ausübenden das Gefühl, sie würden immer nur zurückschlagen. Selbst Staa-
ten kennen ja durchwegs nur Verteidigungs-, niemals aber Angriffsministerien.

Die Schreckenstat von Wolfikon, der St. Galler Lehrermord, das Attentat von Zug, der
Amoklauf von Erfurt, der Extrembergsteiger, der sein Kind zu Tode schüttelt, der
Sprung in den Tod von Klaus Jürgen Möllemann, die Bluttat von Escholzmatt, der
Mord in der Zürcher Kantonalbank – eine breite Blutspur zieht sich durch die Medien
und suggeriert: Die Gewalt wird immer mehr. Aber die Realität, die die Medien an die
Wand malen, ist nicht identisch mit der Wirklichkeit. Es ist eine selektive Realität. Sie
kennen das: In einem Spital sind wir derart von Krankheiten, Verletzungen und Tod
umgeben, dass wir uns und die anderen Menschen nur noch als potentielle Patientin-
nen oder Sterbende zu sehen vermögen, „draussen“ aber erscheinen uns Versehrbar-
keit und Sterblichkeit als Minderheitenproblem. Selektive Wahrnehmung schafft ver-
schobene Realitäten. Zehntausende von Kindern, die täglich verhungern, finden in
unserer Medienwelt nicht statt. Aber auch das fast gänzliche Verschwinden der ganz
gewöhnlichen Prügelstrafe aus eidgenössischen Schulzimmern und der vermutlich
signifikante Rückgang „normaler“ körperlicher Züchtigung in schweizerischen Familien

haben kaum Nachrichtenwert und gehen in der allgemeinen Erregtheit unter. Die gewalttätigen Einzelfälle werden medial so aufbereitet, dass es uns erscheint, als würde die Gewalt dauernd zunehmen.

In mindestens zwei zentralen Punkten aber widerlegt die Statistik die Sensation. Im langfristigen Trend hat sowohl die Zahl von Tötungen Erwachsener als auch der so genannte Infantizid, das ist die Tötung von Neugeborenen im ersten Lebensjahr, deutlich abgenommen. Wie die dem Buch „Gewalt in der Schweiz“ von Manuel Eisner und Patrik Manzoni entnommenen Grafiken zeigen. Was nebst dem über mehr als hundert Jahre anhaltenden Trend auffällt – der markante Rückgang männlicher Opfer von 78 in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts auf rund 15 pro Jahr in den Sechzigern des 20. Jahrhunderts. Das hat eine Angleichung der Tötungszahlen von Männern und Frauen zur Folge. Als Grund für diesen Rückgang männlicher Opfer wird die Abnahme der gewalttätig ausgetragenen „Ehrenhändel“ zwischen Männern angegeben, Folge einer veränderten „männlichen Ehrvorstellung [...], welche sich immer mehr in Richtung Selbstkontrolle und Gewaltverzicht verlagert hat.“ Der ebenso deutliche Rückgang der Tötung von Neugeborenen hat vermutlich mit der Verbesserung der Lebenssituation ausserehelich geborener Kinder und ihrer Mütter zu tun.

Gewalt zerstört und bedroht, auch in Friedenszeiten, körperliche Unversehrtheit und das Vertrauen in soziale aufgehobenheit. Der deutsche Sozialwissenschaftler Detlef Pech bestätigt in seinem Buch „'Neue Männer' und Gewalt“, was ich bereits skizziert habe – dass „das subjektive Gefühl des Kontrollverlustes und die Nutzung des Mittels Gewalt oft in einem Zusammenhang“ stehen. Es gehört zu den schmerzlichsten Lebenserfahrungen, mit den eigenen Grenzen konfrontiert zu werden. Zur Kenntnis nehmen zu müssen, dass unser Einfluss im Privaten und Öffentlichen beschränkt ist. Dass wir die Liebe anderer Menschen nicht „herstellen“ können. Dass wir kaum etwas gegen das Elend und die Gewalt in der Welt zu tun vermögen, nur wenig gegen unsere und die Not unserer Liebsten. In dieser Beschränktheit wächst der geheime Wunsch, zaubern zu können. Grenzen zu überschreiten. Macht über die Wirklichkeit, letztlich sogar über Leben und Tod zu gewinnen, vor nichts und niemandem mehr Angst haben zu müssen. Und der Zauberstab der Gewalt scheint demjenigen, der ihn hat, Macht über die Welt zu verleihen. Die Berührung der Welt mit diesem Stab verwandelt sie in „meine“ Welt.

„Betrachten wir die Bedeutung der Gewalt in Märchen oder Mythologien, so sehen wir, dass Gewalt oft Hand in Hand mit Kreativität geht“,

hält Allan Guggenbühl in seinem Buch „Männer – Mythen – Mächte“ fest und fährt fort:

„Durch Gewalt wird etwas Neues in die Welt gesetzt, eine Wandlung wird eingeleitet, oder Altes, Lästiges und Überholtes zerstört... Durch Gewalt wird eine neue Entwicklung vorangetrieben, eine neue Gesinnung oder ein anderes Bewusstsein etabliert... Gewalt wird gesucht in der Hoffnung auf Wandel...“

Oder aber auch aus Angst vor der Veränderung. In ihrem Beitrag „Weibliche Jugendgewalt: ‚doing gender‘?“ im Sammelband „Devianz und andere gesellschaftliche Probleme“ weisen Marek Fuchs und Jens Luedtke darauf hin, Gewalttätigkeit beziehungsweise Gewaltakzeptanz sei bei Modernisierungsverliererinnen, das sind Mädchen mit ungünstigen Zukunftsperspektiven, deutlich grösser. Und das dürfte auch für ihre männlichen Kollegen gelten. Das heisst, Gewalt kann auch die verzweifelte Reaktion des Körpers gegen „Strukturbereinigungen“, das ist strukturelle Gewalt, sein. Vor allem aber schiebt der Zauberstab der Gewalt Angst, Zweifel und Trauer beiseite. Wer Gewalt anwendet, kann zaubern, und wer zaubert, hat alles im Griff. Deshalb ist Gewalt integrierender Bestandteil des gesellschaftlichen Konzepts Mann, das ja in letzter Konsequenz ein Allmachtskonzept ist.

Die Entstehung individueller oder kollektiver Gewalt ist das Resultat komplexer sozio-ökonomischer und psychosozialer Verkettungen, die nicht auf einen einzelnen Faktor reduziert werden dürfen. Aber Gewalt ist „männlich“, das heisst, sie wird in kulturellen Mythen und gesellschaftlich hervorgebrachten Rollenanforderungen von einem „Mann“ erwartet. Gewalt (oder zumindest ihre Gebärde) macht Männer. Damit ist erstens nicht unterstellt, dass alle real existierenden Männer auch tatsächlich gewalttätig werden. Damit soll, zweitens, nicht unterschlagen werden - ich habe es schon gesagt und komme darauf zurück -, dass auch Frauen Gewalt anwenden – vor allem auch gegen Kinder. Denn Gewalt richtet sich, entgegen gewisser Idealisierungen, meist von Oben nach Unten. Weil mann und frau da den Gegenschlag nicht zu fürchten braucht.

Zu oft aber wird, auch heute noch, in der Debatte über Gewalt der Faktor Geschlecht verschleiert, obwohl er, statistisch gesehen, einer der zentralsten ist. Da ist gerne die Rede von „Jugendgewalt“, „Ausländergewalt“, Gewalt der „Ungebildeten“. So erschienen im Zürcher Tages-Anzeiger im Jahre 2002 zwei Artikel, die sich auf dieselbe Untersuchung von Jugenddelikten bezog. Mit der Überschrift „Wenig Gebildete gewalttätiger“ wird ein direkter Zusammenhang zwischen Schulschwäche und Gewalttätigkeit hergestellt, der im Artikel nur bedingt nachgewiesen wird, wenn es beispielsweise heisst: Über 33 Prozent der im Kanton Zürich erfassten Gewaltdelikte würden „von ehemaligen oder gegenwärtigen Realschülerinnen und -schülern“ begangen. Im Lead wird betont: „Ausländer werden besonders oft handgreiflich“. Der statistisch offensichtlichste Zusammenhang aber „Knapp 92 Prozent davon sind männlichen Geschlechts“ wird nur am Rande vermerkt. Dies obwohl der von Detlef Pech zitierte Kurt Möller in seinem Buch „Nur Macher und Machos“ deutlich festhält:

„Spitzenreiter der Liste aussagekräftiger sozio-demographischer Kriterien für die Auffälligkeit für Gewaltbefürwortungen und –handeln ist eindeutig das Kriterium der Geschlechtszugehörigkeit.“

Das heisst, wenn von „den Jugendlichen“, „den Bildungsschwachen“, „den Serben, den „Kosovo-Albanern“ oder „den Afrikanern“ die Rede ist, sind im Allgemeinen Serbinnen, Kosovo-Albanerinnen, Afrikanerinnen, junge beziehungsweise bildungsschwache Frauen nicht mitgemeint, obwohl heutzutage viele nicht müde werden zu betonen, wenn sie Professoren und Manager, Schriftsteller und Ärzte schrieben, seien selbstverständlich auch Professorinnen, Managerinnen, Schriftstellerinnen und Ärztinnen mitgemeint.

Der undifferenzierte Sprachgebrauch führt zur Verallgemeinerung und damit zur Verschleierung männlicher Gewalt. Darauf weist auch Claudia Töngi in ihrer Untersuchung „Um Leib und Leben“ über „Gewalt, Konflikt, Geschlecht im Uri des 19. Jahrhunderts“ hin, wenn sie schreibt:

„Die Feststellung, dass unabhängig vom historischen Kontext die überwiegende Mehrheit der Gewalttaten von Männern verübt wird und dass auch – mit Ausnahme der häuslichen und sexuellen Gewalt – Männer die Mehrheit der Gewaltopfer stellen, hatte indirekt zur Folge, dass die Kategorie Geschlecht nur auf Frauen, nicht aber auf Männer angewendet wurde. Männergewalt erscheint dadurch als allgemeine Gewalt, die nicht auf ihren Gender-Aspekt hin befragt werden muss.“

Aber Gewalt ist integrierender Bestandteil des „Konzepts Mann“, das heisst des Ensembles gesellschaftlicher Erwartungen, denen der real existierende Mann unterworfen wird. In Kriegszeiten macht sie ihn zum umjubelten Helden. Der, im ersten Golfkrieg, als Haudegen gefeierte General Schwartzkopf trat nach der (erfolgreichen) „Operation Wüstensturm“ mit folgenden Worten vor die Presse:

„Bei unserem letzten Treffen fragten Sie mich, was wir im Falle eines Krieges tun würden, und ich antwortete Ihnen: ‚Dann werden wir den Irakern in den Hintern treten.‘ Und genauso war’s denn auch.“

Der amtierende US-Präsident George W. Bush liess sich nach dem offiziellen Ende des zweiten Golfkriegs wahlkampfträchtig mit Victory-Zeichen und in Navy-Uniform auf einem Flugzeugträger ablichten.

In Friedenszeiten verstösst zwar auch „der Mann“ durch die Anwendung von Gewalt gegen Norm und Gesetz, das in immer mehr Ländern neuerdings auch die alltägliche Gewalt gegen Frauen strafrechtlich verfolgt. Zur nachwirkenden Kulturgeschichte patriarchaler Gesellschaften aber gehört integral das Recht „des Mannes“ auf den Körper und damit auf die Züchtigung „seiner Frau“. Auch heute noch wird „der Mann“, der gegen das entmännlichende Gewaltverbot verstösst, zum „wahren Mann“, der die

Sprache von Kampf und Gewalt beherrscht, der, sogar in der Gestalt des Serienkillers, die erschauernde Bewunderung des Publikums weckt. Der Mann aber, der nicht töten kann, Angst vor der Gewalt hat, der, ganz Christ, nach der linken auch noch die rechte Backe hinhält (oder umgekehrt) – das ist ein lächerliche Figur. Das ist der Fahnenflüchtige, der Vaterland, Kriegskamerad und Mann verrät, sich zu Hause, im Schoss von Frau oder Mutter, verkriecht. Das ist der Nicht-Mann, der, im Gegensatz zum „Ritter Tannhäuser“ von Richard Wagner, der Verführung des „Venusbergs“ erliegt. David G. Gilmore beschreibt Tannhäusers inneren Kampf auf dem „Venusberg“:

„Soll er ein glücklicher, aber passiver Gefangener bleiben, dessen Bedürfnisse augenblicklich von der Göttin und ihren Nymphen und Amouretten erfüllt werden, oder soll er auf all das verzichten und zurückkehren in die sonnenbeschiedene Welt der Konflikte und Gefahren? Nach langem Zögern verzichtet der Held auf die dekadenten Genüsse der allumschlingenden Venus, die ihm die Möglichkeiten nehmen würde, ‚ein kühner Streiter‘ in der Welt zu sein. ‚Mein Sehnen drängt zum Kampfe; nicht such‘ ich Wonn‘ und Lust, oh, Göttin woll‘ es fassen, mich drängt es hin zum Tod‘, singt er... Der Ritter hat die ursprüngliche Forderung des Lustprinzips überwunden und der Versuchung widerstanden, in den Armen einer allmächtigen Frau zu versinken, sich in einen kindlichen Kokon des Genusses und der Sicherheit zurückzuziehen.“

Gleich Tannhäuser verlässt auch James Bond, der englische Filmagent 007 mit Tötungslizenz, wenn „die Welt“ ihn ruft, das warme Bett, in dem er, wann immer ihn die grosse Politik lässt, seine Sekundärpotenz unter Beweis stellt. Aber wenn Ihre Majestät seine primäre Kraft braucht, schlüpft er in die immer frisch gebügelte Hose, lässt sich den neusten Zauberstab überreichen und die liebende, vielleicht sogar geliebte Frau zurück, im gewöhnlichen, unmännlichen Leben.

Der 1987 verstorbene Schriftsteller Jörg Fauser feiert die Gewalt des Serienkillers laut „Stern“ als „Ausbruch“ aus der

„genormten Kultur, aus der längst alles getilgt wurde, was Männern einmal Spass gemacht hat: Abenteuer, Leidenschaft, Exzess, Sünde, Todessehnsucht, Killerinstinkt, Gier, Hass, Rausch.“

Deborah Cameron und Elisabeth Frazer weisen darauf hin, dass

„Mörder in immer mehr Fällen zum Teil von dem Wunsch motiviert sind, berühmt zu werden, im Fernsehen oder auf der Titelseite der Zeitung zu erscheinen. Er möchte ein Held in der grossen Tradition des Mordens sein.“

Der deutsche Student Tarnberg, der seine Zimmerwirtin umbrachte und zerstückelte, bedauerte nachträglich:

„Wenn nicht diese Sache mit der Wiedervereinigung gewesen wäre, dann wäre meine Tat in erheblich höherem Masse öffentlich besprochen worden.“

Er gibt zu, dass er unbewusst wohl „etwas zeigen und beweisen wollte“, dass er sich mit „dieser brutalen Tat eine Art Identität“, und das konnte nur eine männliche sein,

„verschafft habe“. Was er, im Nachhinein, selbst als „gespenstischen Gedanken“ empfand.

„Männlichkeit“ - bei einem Indianerstamm in Iowa treffend als das „grosse Unmögliche“ bezeichnet -, ist immer gefährdet, weil bis ins letzte Glied als Allmacht konstruiert. Männliche Grandiosität ist bedroht durch Begrenzung, insbesondere durch den Tod. Im Konzept Mann wird das Todesproblem durch eine magische Gebärde, durch den Vorstoss in grosse und kleine Todeszonen gelöst. Dort, wo seine endgültige Vernichtung droht, zum Beispiel in der Höhle des Löwen, versucht der Mann zum Mann zu werden. Weil er, heil aus der Todeszone zurückkommend, als Sieger über den Tod, als Unverletzlicher erscheint. Weil er, das Leben auf dem Schlachtfeld, im ewigen Eis oder im Weinkeller lassend, zum unsterblichen Helden stilisiert wird.

Das „Konzept Mann“ ist der Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen. Deshalb wird das Unkontrollierbare, besonders Sexualität und Tod, aus der männlichen Existenz verdrängt und auf „die Frau“ projiziert, die damit zum „Feindbild Frau“ mutiert.

„Die Frau als Gegenbild und Differenz zum Mann zu postulieren und sie mit Verlust oder Tod in Verbindung zu bringen, heisst, den Mann rhetorisch zur Nicht-Frau, zum fehlenden Verlust oder Tod zu machen.“

Schreibt die Zürcher Anglistikprofessorin Elisabeth Bronfen in ihrem Buch „Nur über ihre Leiche“. Im Klartext: Der Mann wird als unsterblicher Täter zum Mann. Die Frau als sterbliches Opfer zur Frau. Dass in vielen künstlerischen Darstellungen „der Tod“ als männliche Figur auftritt, übrigens, ist kein Widerspruch. Im Gegenteil: „Der Tod“ erleidet ja den Tod nicht selbst, sondern er bringt den Tod und wird damit zum Beherrscher von Leben und Tod.

Das kulturelle Konstrukt bringt den realexistierenden Mann in eine heikle Lage. Da sind, zum einen, seine alltäglichen Schwächen und Ängste sowie seine Sterblichkeit, da ist, zum anderen, dieses „Konzept Mann“, an dem er zu zerbrechen droht, weil es, im Grunde, das „Über-Menschliche“ verlangt, das sich, allzu häufig, im „Un-Menschlichen“ zu verwirklichen sucht. Zur Überwindung dieses Grabens greift „der Mann“ nicht selten zum Zauberstab der Gewalt. Denn der macht „den Mann“ scheinbar zum Beherrscher der Unberechenbarkeiten von Liebe und Leben, und wenn es, in Ermangelung der Fähigkeit, Liebe und Leben herzustellen, auch nur die gezielte Herbeiführung des eigenen oder fremden Todes ist. „Jede grosse Liebe“, so Friedrich Nietzsche in „Menschliches, Allzumenschliches“,

„bringt den grausamen Gedanken mit sich, den Gegenstand der Liebe zu töten, damit er ein für allemal dem frevelhaften Spiel des Wechsels entrückt sei; denn vor dem Wechsel graut der Liebe mehr als vor der Vernichtung.“

Genauer - vor dem Wechsel graut „dem Mann“ mehr als vor tödlicher Sicherheit. Der Bewunderung, die der Massenmörder sowohl in Kriegs- als auch in Friedenszeiten mehr oder weniger heimlich genießt, liegt die Illusion zugrunde, er, wenigstens, sei zum Herrn über Leben und Tod, zum „Mann“ geworden.

Das „Konzept Mann“, das heisst, nie hilflos zu sein, jederzeit „seinen Mann stehen“ zu können, im Bett, am Schreibtisch und auf dem Schlachtfeld, nie passiv, nie hinnehmend zu sein, der Zwang, immer handeln zu können, enthält einen Zwang zur Gewalt. Alexander der Grosse wurde gross dank der Breite der Blutspur, die er hinterliess. Von männermythologischer Bedeutung ist die über Jahrhunderte erhaltene Wirkung des 334 vor Christus in Gordion durchschlagenen Knotens. Die Faszination der scheinbar einfachen Lösung des Problems - den als unlösbar geltenden Gordischen Knoten auseinanderzubekommen - unterschlägt, dass das Problem mit diesem Schwertschlag alles andere als gelöst ist. Der Riemen, mit dem ein Joch an der Deichsel eines Streitwagens befestigt war, ist hinterher nicht mehr brauchbar. Stellen Sie sich einen Bergsteiger vor, der sich bei gefrorenem Knoten im Sicherheitsseil, zum Beispiel im so genannten „Göttergang“ in der Eigernordwand, der „Alexander-technik“ bedient. Der Zwang zu handeln, verführte Alexander den Grossen zu einer „Lösung“, mit der er das, was er eigentlich entwirren wollte, zerstörte. Ein Lösungsmuster, das patriarchale Kultur prägt. Die Nationalsozialisten bezeichneten selbst den Massenmord noch als „Endlösung der Judenfrage“.

Dieses Foto zeigt den, vermutlich, knapp vierjährigen Drew, pausbäckig und unbeschwert in die Kamera lachend. Noch weiss er nicht, dass er im März 1998 in seinem Armykleidchen, mit Patschhändchen eine Holzflinte an sich drückend, da sitzen wird, wo sonst amerikanische Präsidenten und Hollywoodstars posieren – auf dem Titelblatt des „Time Magazins“. Zwei, drei Jahre später schaut er, auf einem anderen Familienfoto, schon sehr viel skeptischer unter einem Cowboyhut hervor. Als zweifelte er, ob er je in die Kluft der Männlichkeit hineinwachsen würde. Auch im weissen Westernmantel, den er hinter sich herschleift, den metallenen Doppellauf eines Gewehrs auf den Oberschenkel gestützt und den Munitionsgurt ums Bäuchlein geschnallt, ahnt er noch nicht, dass die Presse nur ein paar Jahre später den kleinen Andrew Golden aus dem privaten Album reissen und aller Welt vorführen wird.

Männer werden nicht als „Männer“ geboren. Sonst wäre die Angst von Männern und Jünglingen nicht so gross, kein „richtiger Mann“ zu sein beziehungsweise zu werden; dann wäre das Mannsein und –werden eine Selbstverständlichkeit und kein „unsicherer oder künstlicher Zustand, den sich“, so David Gilmore, „die Jungen gegen mächtige Widerstände erkämpfen müssen.“ Dieter Schnack und Rainer Neutzling beschreiben in ihrem Buch „Kleine Helden in Not“ die „unzähligen riesigen Stolpersteine“, die

auf dem Weg vom „Knaben zum Mann“, wie ein Aufklärungsbuch in den Sechzigern hiess, herumliegen:

„Oftmals besteht eine grosse Kluft zwischen dem inneren, eigenen Empfinden des kleinen Jungen und den ganzen männlichen Machtdemonstrationen.“

Immer ist die Robe der Männlichkeit dem real existierenden Mann oder Buben zu gross. Machen wir uns nichts vor: Es gibt keine Männer, so wenig wie es einen Wilhelm Tell gegeben hat. Oder einen Winkelried. Diese beiden schweizerischen Lichtgestalten werden zwar nach und nach aus den Geschichtsbüchern, keineswegs aber aus der eidgenössischen Mythologie gestrichen. Da werden sie für nationale und patriarchale Inszenierungen auch künftig noch gebraucht.

Für den weitgehend in weiblich dominierten Häusern und Schulen aufwachsenden Knaben bedeutet „Mann sein“ in geschlechterpolaren Gesellschaften in erster Linie – nicht Frau sein. Weil den Buben „kontinuierliche emotionale Vorbilder fehlen, gewinnen kulturelle Bilder von Männlichkeit an Bedeutung“, folgert Tim Rohrmann in seinem Buch „Junge, Junge – Mann o Mann“. Das heisst, nicht die realen Männer mit ihren Stärken, Unzulänglichkeiten und Ängsten, sondern ihre kulturellen Inszenierungen in Literatur, Film, TV, Comics oder im Fantasyland der Kinderspielfiguren werden den Kleinen als Identifikationsobjekte angeboten, weil nur sie der männlichen Grandiosität zu genügen vermögen. Und an dieser wird, obwohl (oder gerade weil) die Väter an ihr gescheitert sind, festgehalten. Dem durchschnittlichen Buben bleibt auf dem Weg vom Knaben zum Mann nur die unsichere Identifikation mit den Masken der Männlichkeit und die Zurückweisung alles Weiblichen. Wenn nötig mit Gewalt beziehungsweise ihrer Gebärde. Gewalt gegen Frauen. Wenn sie Männer zurückweisen oder verlassen. [Andrew Goldens Kollege habe sich auch an einem Mädchen rächen wollen, das Schluss mit ihm gemacht habe, berichten die Medien.] Gewalt gegen Frauen. Wenn sie, umgekehrt, Männern zu nahe kommen. [Vor Jahren strangulierten junge Winterthurer eine Kollegin, weil einem von ihnen deren Avancen lästig waren.] Aber auch Gewalt gegen andere Männer beziehungsweise gegen sich selbst. [Drei Mal mehr Männer als Frauen bringen sich um.] Denn Gewalt, so der Basler Psychologe Henry Dreifus in der „Zeitschrift für Friedenspolitik FriZ“, sei

„eine ungeheuer demokratische Möglichkeit der sozialen Verwirklichung. Sie steht jedem offen. Und die Wirkung ist sensationell, ja, geradezu magisch.“

Lieber Ausländer und Schwule klopfen, Kinder schlagen und Frauen vergewaltigen, lieber Serienmörder als Schlappschwanz – das ist die Botschaft kultureller Inszenierungen von Männlichkeit. Und die hat Kody, Mitglied einer Strassengang in Los Angeles, der mit elf zum Killer wird, begriffen.

„Heute Abend würde ich ein Mann werden, und ich nahm jeden Befehl so ernst wie Afrikaner bei ihren Initiationsriten.“

Beschreibt er im ehemaligen Yuppie-Magazin „Tempo“ den Tag, der ihm den „stolzesten Moment meines bisherigen Lebens beschern sollte.“ Nach Pot, Bier und dem Beweis seiner „gnadenlosen Härte“ in einer Schlägerei mit den anderen Bandenmitgliedern drückt ihm der Chef eine Pump-Gun in die Hand:

„Du hast acht Schüsse, und du kommst nicht zurück, bis sie alle abgefeuert sind.“

Kody besteht die Feuertaufe, indem er seinen ersten Toten „abliefern“.

Auch der kleine Andrew Golden schafft es im April 1998, gerade mal elfjährig, sein Kostüm „auszufüllen“. Er erschießt mit seinem dreizehnjährigen Mitschüler Mitchell Johnson in Jonesboro, Arkansas, vier Schülerinnen und eine Lehrerin. Sein Bild geht um die Welt. Politiker bedauern, dass die Todesschützen nicht wie erwachsene Männer abgeurteilt werden können. Andrew Golden ist zum ernstzunehmenden Mann geworden. Und Grossvater Golden, in dessen Waffenschrank sich die beiden Buben bedient haben, gibt in seinem Garten eine Pressekonferenz, an der er, so Michael Schwelien in der „Zeit“, mit „unverhohlenem Stolz auf das jägerische Geschick seines Enkels“ erklärt:

„Mir tut jeder leid, der ihm näher als zweihundert Yards vor die Flinte kommt.“

Wer hätte da noch Angst davor, wer dürfte, bei solchen Grossvätern, noch darauf hoffen, dass Männer, irgendwann, ganz gewöhnliche Menschen werden, die, wie im gleichnamigen Märchen, das Fürchten lernen.

Die vielbeklagte Jugendgewalt ist allerdings nicht deshalb Jungengewalt, weil's den Knaben in den Genen steckt oder weil Gewalt ein „Urfaszinosum der Jungen“ ist, wie es der Psychologe Allan Guggenbühl gesehen haben will, sondern, weil Gewalt ein Männlichkeiten konstituierender Faktor ist, weil (angehenden) Männern abverlangt wird, dass sie vor Gewalt nicht zurückschrecken.

„Ohne Gewissensbisse töten und ohne Angst sterben.“

Bringt es Kody auf den Punkt. Ein deutscher Jugendlicher, der seinen Stiefvater und seine Mutter mit dem Messer erstach, enthüllt Wolfgang Korruhn für das Buch „Dann habe ich's einfach gemacht“, er habe sich danach „erwachsen“ gefühlt. Der Film „Stand by me“ macht deutlich, welche Rolle Gewalt und Tod für die Mannwerdung spielen. Zwei Gruppen von älteren beziehungsweise jüngeren Jugendlichen geraten in einen Wettlauf um eine unbekannt Leiche. Die Jüngeren sind vor den Älteren am

Ziel. In der Schlüsselszene kommt es zum Show-Down zwischen den beiden Gruppen, der durch einen eher schwächlichen Buben, der plötzlich eine Pistole zieht, zugunsten der Jüngeren entschieden wird. Die Suche nach der Leiche – eine typische Mutprobe, Bestandteil männlicher Initiation. Der Griff zur Pistole macht aus dem Jungen – der eben gerade noch über den Tod seines Bruders geweint hat, an den ihn die Leiche erinnert –, der Griff zum Colt macht aus dem Buben einen „Mann“, der die Situation beherrscht.

Frauen reden. Männer handeln. Ein Feigling, wer vor den grossen Problemen und dem Nein der Begehrten kapituliert. „Der Mann“ kennt kein Nein. Der bereits erwähnte Tarnberg, der seine Schlummermutter umbrachte, erklärte später:

„Nur immer reden und nicht handeln, macht depressiv.“

Macht insbesondere Männer depressiv und unruhig. Sie halten weder Untätigkeit noch Stille aus, weil sie durch die Leere, um es verkürzt zu formulieren, mit dem Tod, der Endlichkeit, konfrontiert sind. „Der Mann“ muss auf jede Situation reagieren, immer aktiv sein. Und wenn dabei Menschenleben vernichtet werden. Nach der Ermordung Tausender „Unschuldiger“ im World Trade Center erklärte „der Präsident“, wie er auch in Europa genannt wird, der „Achse des Bösen“ und ihren „schuldigen“ Völkern den Krieg. Statt angesichts des drohenden Konkurses, der aussichtslosen Liebe, des nicht mehr wieder gut zu machenden eigenen Verschuldens zu verzweifeln oder Hilfe zu holen, mordet der Amokläufer, bringt sich der ehrenwerte Mann selber um – alles untaugliche Versuche, männliche Omnipotenz, ausgerechnet in der Stunde der Ohnmacht, (wieder) herzustellen. Hauptsache – man handelt. Gewalt – das ist auch die Unfähigkeit zur Trauer. Statt die unerwiderte oder beendete Liebe, die nicht eingelösten Hoffnungen und Utopien, die anhaltende Not und Unterdrückung, den Graben zwischen Traum und Wirklichkeit zu beklagen und zu beweinen, ohne in Resignation, das heisst Selbstentwertung und Gewalt gegen sich selbst beziehungsweise Hass und Gewalt gegen andere zu verfallen, greift „der Mann“ zum Zauberstab der Gewalt. Die Stunde der Katastrophe ist für ihn die Stunde der Bewährung. Vater George Bush hielt bei einem Trauergottesdienst nach „nine, eleven“ die Hand seines Sohnes. Jetzt musst du stark sein, mein Sohn. Sagte die Hand des Golfkriegers a. D. Das ist die Gelegenheit, ein grosser Präsident, ein Mann zu werden.

In Krisensituationen zeigen sich die Erwartungen an Männlichkeit besonders deutlich, da sind starke, da sind harte Männer gefragt.

„...Die russischen Bürger reagieren nur auf zwei Dinge: auf das, was sie persönlich betrifft wie Sozial- oder Kommunalreformen; und auf alle Anzeichen dafür, dass die Führung die Kontrolle verliert. Deshalb demonstrieren die Machthaber ihre Stärke. Das beruhigt die Bürger und erhöht das Rating der russischen Führung“,

erklärt die russische Soziologin Olga Kryschtanowskaja nach der „Befreiung“ von Beslan vom vergangenen Freitag, die Hunderte von Geiseln das Leben gekostet hat. Präsident Putin räumte Fehler ein:

„Wir haben Schwäche gezeigt, und Schwache werden geschlagen.“

Männerworte.

Allerdings:

„Das Terrorkommando bestand aus Männern und Frauen.“

Notiert die „Neue Zürcher Zeitung“ am 2. September. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ erinnert am gleichen Tag an die so genannt „schwarzen Witwen“. Drei von ihnen werden für die kürzlich in die Luft gesprengten russischen Flugzeuge und das Selbstmordattentat auf die Metro-Station Ryschskaja verantwortlich gemacht.

„Hunderte Menschen sind in den vergangenen Jahren in Russland durch die Attentate von Tschetscheninnen gestorben, die sich in Zügen, an Bushaltestellen, in Metro-Stationen und in mit Sprengstoff beladenen Lastwagen in die Luft gesprengt haben – nun auch in Flugzeugen. Bekannt wurden diese Frauen, als 19 von ihnen an der Geiselnahme von mehr als 900 Theaterzuschauern im Moskauer Musical ‚Nord-Ost‘ im Oktober 2002 beteiligt waren. Damals taufte man sie ‚Schwarze Witwen‘, nach ihrer Kleidung und danach, dass sie Männer, Söhne und Brüder rächen wollten, die von den Russen in Tschetschenien getötet worden waren.“

Wir werden noch härter zurückschlagen. Kündigt Putin an. Das ist, weltweit, das ewige Gebet des starken Mannes. Auch im Irak.

Auch dieses Bild ist um die Welt gegangen. Das Bild der US-amerikanischen Soldatin Lynndie England, das die ihren Enkeln in Jahrzehnten noch wird erklären müssen. Das Bild einer jungen Frau, mit T-Shirt und in modisch gewordenen Tarnhosen, einen nackten irakischen Gefangenen an der Hundeleine zerrend. Das Bild beklemmt. Weil es daran erinnert, dass Friedfertigkeit und Respektierung von Menschenrechten nur dünner Firnis sind, unter dem Menschenverachtung und Folter, Demütigung und Gewalt lauern. Weil es deutlich macht, dass all das nicht „un-amerikanisch“, „unmenschlich“, ja, nicht einmal „un-weiblich“ ist. Weshalb ist gerade dieses Bild von Redaktoren und Redaktorinnen so oft ausgewählt worden? Weil es „die Männer“ vom Kollektivverdacht der Gewalttätigkeit entlastet? Weil „unter Mediaspekten die Frau als Täterin das Unerwartete“ ist, „also stärker“ wirkt? Wie die deutsche Soziologin Karen Gabbert in einem Interview mit der „Tageszeitung“ am 12. Mai dieses Jahres erklärt. Gewalt als das Frauenmögliche – geschäftstüchtige Medieninszenierung oder patriarchale Propaganda? „Ist die Schwelle zur Gewalt nach einer traditionellen Mäd-

chenerziehung nicht doch höher?“, fragt die „Tageszeitung“ und wird von Gabbert des letzten Quäntchens Hoffnung beraubt:

„Das ist meiner Meinung nach Quatsch. Männer unterliegen öfter Bedingungen, die Gewalt hervorrufen können. Wenn Frauen diesen Bedingungen auch ausgesetzt werden, handeln sie genauso.“

Eine Vorstellung, die den meisten von uns, Frauen und Männern, zutiefst widerstrebt. Elisabeth Badinter zitiert in ihrem neusten Buch „Die Wiederentdeckung der Gleichheit“ die Philosophin Monique Canto-Sperber, die ihre Verwunderung über das Selbstmordattentat einer Palästinensinerin ergründet:

„Liegt es daran, dass ich mir eine Gewalt, die sich unterschiedslos gegen andere wie gegen das eigene Selbst richtet, bei einer Frau nur schwer vorstellen kann? Stelle ich mir vor, dass eine Frau mehr Mitleid für das konkrete Leid ihrer Opfer empfindet als ein Mann? Oder glaube ich, dass Frauen realistischer sind, weniger fanatisch, weniger anfällig für den Rausch der ‚gerechten Sache‘?“

Die Genderperspektive, das heisst, die Beschreibung und Analyse der Wirklichkeit entlang der gesellschaftlich hervorgebrachten Geschlechterdifferenz, die Genderperspektive hat, wie jedes Modell, blinde Flecken. Gerade weil das Konzept Gender davon ausgeht, dass Männer zu „Männern“, Frauen zu „Frauen“ gemacht werden, verführt es uns dazu, Frauen nur als „Frauen“, Männer nur als „Männer“ zu erkennen, wenn sie kulturellen Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen entsprechen. Das Modell im Kopf kann zum Brett vor dem Kopf werden, das uns „den Mann“ nur als Täter, „die Frau“ bloss als Opfer sehen lässt. Begünstigt wird diese selektive Wahrnehmung durch den von Marek Fuchs und Jens Luedtke in ihrem Beitrag „Weibliche Jugendgewalt“ im bereits erwähnten Buch „Devianz“ beschriebenen Umstand, dass weibliche Jugendliche Gewalt weniger im öffentlichen, mehr im privaten Raum ausübten und

„gegenüber Täterinnen eine relativ geringere Anzeigebereitschaft Geschädigter und eine geringere Verfolgungsbereitschaft der Kontrollinstanzen“

bestünde. Das war übrigens schon im Urnerland des 19. Jahrhunderts so. Gewalttätigkeit von Frauen taucht, so die auch schon zitierte Claudia Töngi, weit seltener in Kriminalstatistiken auf als jene von Männern. Einerseits, weil „Frauen ihre Auseinandersetzungen seltener vor Gericht brachten als Männer.“ Andererseits weil das ausschliesslich männliche Gericht solche „Weiberaffären“ als „Bagatellsache“ abtat und „richtige“ Gewalt nicht mit Weiblichkeit verband. Männlichkeit, schreibt Claudia Töngi:

„war durch übermässige Gewalt nicht zu gefährden oder in Frage zu stellen. Männlichkeit wurde auf andere Weise brüchig: wenn man einer Auseinandersetzung auswich und seine Ehre nicht verteidigte, war dies schädlicher, als wenn man in einem Schlagabtausch unterlag...“

Wurden aber Frauen gewalttätig, so liefen sie sehr schnell Gefahr, damit die Geschlechtergrenzen zu verletzen. Vor Gericht existierte für sie nur eine Position, in welcher sie sich konform zu den gültigen Weiblichkeitsvorstellungen verhalten konnten: jene des Opfers. Konnte diese Rolle nicht konsequent eingehalten werden, wurden Frauen schnell zum Mannweib, zur Verführerin oder zu einer Gefahr für das häusliche Machtgefüge...

Da wird ein auch heute noch wirksames Paradox deutlich: Frauengewalt wird sowohl zur Sensation als auch unsichtbar gemacht. Die gewalttätige Frau fällt zwar als das Unerwartete stärker auf als der gewalttätige Mann, aber sie wird, weil es den Geschlechterkonzepten widerspricht, letztlich nicht als „Frau“ wahrgenommen. „Tatsächlich aber“, schreibt Arne Hoffmann in der Zeitschrift „Psychoscope“,

„geht körperliche Gewalt in der Partnerschaft zum überwiegenden Teil von Frauen aus, nicht von Männern.“

Dies sei das Ergebnis einer Vielzahl von Studien. Im „Magazin“ vom 15. März 2003 wird eine Untersuchung aus Deutschland zitiert, die

„besagt, dass auf zehn verprügelte Frauen neun misshandelte Männer kommen.“

Im April dieses Jahres weist die „SonntagsZeitung“ darauf hin, dass die Statistiken verschiedener Schweizer Kantone „Erstaunliches“ zeige:

„Die Zahl der Frauen als Täterinnen ist höher als erwartet. Im Kanton St. Gallen wurden beispielsweise von 135 Straftaten 47 von Frauen verübt. Das macht einen Frauenanteil von 34 Prozent. In den Kantonen Zürich und Baselland sowie in der Stadt Bern liegt der Anteil zwischen 13 und 22 Prozent. Der Kanton Baselland hat die Zahlen bereits 2002 separat erfasst und kann deshalb vergleichen: ‚Wir sehen eine deutliche Zunahme der Gewaltbereitschaft der Frauen‘, stellt Hauptinspektor Kurt Otter von der Polizei Basel-Landschaft fest.“

Reaktionäre Männerpropaganda? Gefälschte Statistiken? Oder ernstzunehmende Beiträge zur Beschreibung gesellschaftlicher Wirklichkeit, die unseren Geschlechtervorstellungen widersprechen?

Die Soziologinnen Daniela Gloor und Hanna Meier von „Social Insight“ versuchen in einem Beitrag für die Schriftenreihe „Die Praxis des Familienrechts“ Licht in die heikle Debatte zu bringen und stellen als erstes fest, Männer seien überwiegend Opfer ausserhäuslicher Gewalt und Opfer von Männergewalt. Für den irritierenden Umstand, dass bei häuslicher Gewalt die einen Studien bezüglich Täterschaft Geschlechtersymmetrie, die anderen Geschlechterasymmetrie „beweisen“, entwickeln sie folgende Erklärung:

„Zwar ist immer von ‚Gewalt‘ die Rede, angesprochen und untersucht werden jedoch zwei ganz verschiedene Problemsituationen. Wir beschreiben sie ... mit ‚Gewalt als spontanes Konfliktverhalten‘, das es zu unterscheiden gilt von ‚systematischem Gewalt- und Kontrollverhalten‘.“

Gewalt als „spontanes, situatives Verhalten bei Konflikten“ werde von beiden Geschlechtern in „ähnlich hohen Raten“ angewandt, allerdings mit ungleich schweren Verletzungsfolgen. Demgegenüber werde systematisches Gewalt- und Kontrollverhalten deutlich mehr von Männern praktiziert.

Wo Interpretationen der Wirklichkeit und andere Wahrheiten nicht abschliessend geklärt werden können, bleibt nur die Testfrage, welches Interesse hinter der Bereitschaft steckt, das eine für Realität, das andere für Propaganda zu halten. Wer will „die Frau“ als Opfer, wer will sie als Täterin sehen? Wer will „den Mann“ als Opfer, wer will ihn als Täter übersehen? Wer will die Beschreibung von Welt so weit differenzieren, bis die Realität weichgespült und die Wirklichkeit ihres „harten Kerns“ – Männer sind mehr Täter und Opfer körperlicher Gewalt als Frauen – beraubt ist?

Die Erinnerung an eine eigene, viele Jahre zurückliegende Erfahrung: Während einer öffentlichen Lesung mit einer ehemaligen Freundin gab mir diese hinter der Bühne eine Ohrfeige. Was nicht im Programm stand. Nach der Vorstellung kam ein guter Freund entrüstet auf mich zu, wie ich dazu käme, meine Freundin zu schlagen. Er fiel denselben Geschlechterinszenierungen zum Opfer wie die Angestellten in Restaurants, die mir regelmässig den von meiner Freundin bestellten Wein servieren. Gewalt macht eine Frau nicht zur „Frau“. Gewalt macht sie zum „Mann“. Umgekehrt wird „der Mann“ als Opfer zur „Frau“.

Als vor einiger Zeit in einer von mir geleiteten Männergruppe der Mann als Opfer Thema wurde, verlief das Gespräch anschliessend an eine Meditation – in der ich die Männer gebeten hatte, sich an Situationen zu erinnern, in denen sie Opfer von Gewalt geworden waren – eigentümlich schleppend, geradezu wortkarg. Immer wieder fiel, wenn doch geredet wurde, das Wort „Scham“. Männer, denen als Kinder oder Erwachsene Gewalt widerfahren war, schämten sich dafür. Ganz besonders wenn diese, allenfalls sogar sexuelle Gewalt von einer Frau ausging. Einer der Männer erklärte schliesslich, es würde ihm viel leichter fallen, über Situationen zu sprechen, in denen er selbst Gewalt ausgeübt habe.

Dass Frauen „den Mann“ eher als Täter denn als Opfer wahrnehmen, ist verständlich – zum einen sind sie (häufig) Opfer realer männlicher Gewalt, zum anderen dient die Stilisierung des „bösen Mannes“ der Stärkung des idealisierten (weiblichen) Selbstentwurfes. Aber warum sehen sich auch Männer selbst lieber als „böse Männer“ denn als „gute“ oder „nette“? Die Antwort ist einfach: Es erhält die Männlichkeit.

„Nett ist nicht cool. Nett ist auch nicht sexy.“

Heisst es in der Frauenzeitschrift „ELLE“ vom März 2003.

„Entweder ist jemand ein Opfer oder er ist ein Mann.
Beide Begriffe werden als unvereinbar gedacht“,

bringt der Sozialwissenschaftler Hans Joachim Lenz das „kulturelle Paradox“ in der Zeitschrift „männer.be“ auf den Punkt. Der Mann, der geschlagen wird (und nicht zurückschlägt), erscheint weniger als Opfer denn als lächerliche Figur. Penis in Plüsch, eben. Der Geschlagene oder Hilflose wird nicht als „Mann“, sondern als „feiges Weib“ wahrgenommen. So können Vorurteile wider die Realität aufrecht erhalten werden, denn alle, die dem Vorurteil widersprechen, werden gar nicht als jüdisch, homosexuell oder eben männlich wahrgenommen, bis am Schluss nur noch einer übrig bleibt: James Bond.

Ist Gewalt, wie so Vieles, nur eine Frage der Gelegenheit? Die Frage, weshalb sie das trotzende Kind, aber nicht den nervenden Chef schlägt, beantworten die meisten pragmatisch: „Der würde mich glatt rausschmeissen.“ Niemand marschiert in den USA ein, um Atom- oder Biowaffen zu beseitigen. Sind Frauen nicht aus Einsicht weniger gewalttätig als Männer, sondern weil sie, vermutlich zu Recht, den harten Gegenschlag fürchten? Weil sie sich, der Biologie und dem kulturellen Geschlechterkonzept gehorchend, als schwächer empfinden? Weil ihnen der Staat noch nie das Recht auf körperliche Züchtigung „des Mannes“ zugestanden hat? Oder ist Gewalt das letzte Refugium männlicher Macht, das in Fernseh- und Kinofilmen mehr und mehr geknackt wird? Die „gnadenlose Braut ‚Black Mamba‘“ wütet in „Kill Bill“ mit ihrem Samurai-Schwert derart unter ihren Gegnerinnen und Gegnern, dass Carla S. Reissmann in einer Filmbesprechung der „Deutschen Presseagentur“ das Blut nicht nur fließen, sondern in „hohen Fontänen aus abgeschlagenen Gliedmassen, Rümpfen und Köpfen“ spritzen sieht. Und der deutsche Professor für Kriminologie Michael Bock weist in einem Interview mit der „Welt am Sonntag“ auf die „Zunahme einer völlig kritiklosen Ästhetisierung von Frauengewalt in Filmen und Werbespots“ hin:

„Unsere rabiaten Fernseh-Kommissarinnen zeigen das – oder gute Hexen wie Buffy, Xena oder Frauen wie Charlies Engel und Lara Croft. Männer werden von ihnen als hirnloses Material ohne Schmerzempfinden massenweise entsorgt.“

Ist die auch von Männern betriebene Stilisierung „der Frau“ als „Friedfertige“ nur eine hinterhältige Umarmungsgeste wie, damals, das Argument gegen das Frauenstimmrecht, Frauen seien „zu gut“ für den politischen Sumpf? Werden Frauen, wenn ihre Befreiung dereinst abgeschlossen, ihrerseits und ohne Skrupel zum Zauberstab der Gewalt greifen? Weil Befreiung in patriarchalen Verhältnissen immer noch eine Befreiung auf „den Mann“ hin ist? Heisst es am Ende: Gewalt macht Menschen? Oder stärkt Lynndie England, so zynisch es klingt, die Utopie der Gleichheit? Weil sie deutlich macht: Das Menschenmögliche ist auch das Frauen, ist das beiden Geschlechtern Mögliche. Und weil das Menschenmögliche nicht nur Gewalt und Menschenverach-

tung, sondern gleichermassen Friedfertigkeit und Respekt gegenüber allem Lebendigen enthält, ist Letzteres, utopisch gesehen und konsequenterweise, auch das Männern Mögliche, obwohl diese, bisher, zweifellos häufiger zum Zauberstab der Gewalt gegriffen haben und noch immer greifen als Frauen. Wenn es gelänge, das Alptraumpaar Männlichkeit und Gewalt zu trennen, mehr noch, das „Konzept Mann“, dem sich auch real existierende Frauen zu unterwerfen drohen, wenn die Überwindung von Geschlechterkonzepten schlechthin Realität würde, könnten Männer und Frauen vielleicht doch noch zu „Menschen“ werden. Die Utopie „des Menschen“ darf allerdings nicht als neues Korsett entworfen werden, sondern als zwar begrenzte und unzulängliche Vielfalt, die nicht mehr mit verengten Konzepten wie „Mann“ oder „Frau“ operiert. „Der Mensch“ als das nicht Festgelegte, das jede und jeden in notwendiger Begrenztheit – nicht „Unvollständigkeit“, weil es gar kein Konzept der normierenden „Vollständigkeit“ gäbe – als „Gleichen“ und „Gleiche“ akzeptiert. Nach Auschwitz begannen Theologinnen und Theologen, Gott als einen Hilflosen zu denken, der gegen den menschengemachten Massenmord nichts auszurichten vermochte. Vielleicht müssten wir uns auch diesen utopischen Menschen als einen Hilflosen, wenn auch nicht als eine Tatenlose, vorstellen. Wo getrauert statt zurückgeschlagen, wo Feigheit statt Härte gelobt wird, da müssen sich Menschen keine Märchen von Gewaltlosigkeit und Frieden mehr anhören.

Fällanden, 7. September 2004

Hinweis:

Jürgmeier: Der Mann, dem die Welt zu gross wurde – Variationen zur letzten Aussicht, Nürnberg: Lectura-Verlag, 2001 – ISBN 3-934772-35-8, 355 Seiten, Fr. 30.-

„Die Texte, die Jürgmeier in diesem Band versammelt: brillante Essays und Kolumnen, ‚verdichtet‘ mit Erzählungen und Gedichten, haben ebenso Beklemmendes wie Befreiendes. Das ist kein Widerspruch, Befreiung beginnt mit der *Aufklärung*, die das, was ist, auf den Begriff bringt. Der Autor weiss: Aufklärung ist das Gegenteil der ‚Höflichkeit‘, die ‚es für ‚unziemlich‘ erklärt, die Wirklichkeit beim Namen, die Reichen reich und die Mächtigen mächtig zu nennen‘. Diese Aufklärung prägt die Arbeit von Jürgmeier, der dabei so gar keine Angst hat, bürgerlich unmöglich zu werden...

Noch nie habe ich Texte von einem Mann gelesen, die eine so scharfsinnige, scharfsichtige und engagierte Kritik am ‚Konzept Mann‘ enthalten, an diesem ‚Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen‘, auch das ‚Unkontrollierbare schlechthin, Sexualität und Tod‘. Jürgmeier weist das ‚Konzept Mann‘ an immer neuen Beispielen nach, von der männlich dominierten Kriminalität, zu der auch die Kriege zählen, bis zu seiner ‚radikalsten und grauenhaftesten Erfüllung‘ im Faschismus. Umso schlimmer, wenn gerade heute ‚die Sehnsüchte nach dem starken Mann‘ wiederkehren...

Jürgmeiers Kritik ist nie selbstgefällig, sondern Ausdruck einer Sehnsucht nach Harmonie, vor allem zwischen den Geschlechtern. Er werde ‚immer wieder den Graben zwischen Wirklichkeit und Vision aufreissen‘, lesen wir in der ergreifenden Abdankungsrede für den Vater. die Vision – das wäre die ‚Desertion‘, in der die ‚Liebe tatsächlich die Gräben des Geschlechts und der Klassen‘ überwinden würde, oder die Utopie, dass der Mensch dem Menschen ein Mensch sei‘...“ *Willy Spieler, Neue Wege*

„...Oft ausgehend von einer alltäglichen Beobachtung, entwirft er eine Welt- und Weitsicht, die von einer patriarchatskritischen und Männer reflektierten Perspektive zeugt; Zugänge eröffnend, die die herkömmlichen, auch gewohnten Sichtweisen irritieren, die feministisch engagierte Frauen nachdenklich und männerbewusste Männer herausfordern können. Jürgmeier beschreibt den Alltag und seine Utopien – und zwar gleichermassen mit spitzer Feder und Humor, mit knallharten Facts und gefühlvollen Reflexionen, mit einer herzhaften Prise Moral (ohne jedoch zu moralisieren) und einer wahrnehmbaren Zuneigung zu den Menschen, die er – fiktiv oder real – zu seinen ‚Helden‘ macht. Ein sinnliches Lesevergnügen!“ *Lisa Schmuckli, Rote Revue*

Jürgmeier – Staatsfeinde oder SchwarzundWeiss. Eine literarische Reportage aus dem Kalten Krieg. – Zürich, Chronos-Verlag, 2002, ISBN 2-0340-0553-9, 280 S., Fr. 38.-

„Jürgmeier gelingt in diesem Buch, um das Wichtigste vorwegzunehmen, eine Form von Geschichtsschreibung, die Inhalte, deren Vergessengehen von gewissen Kreisen eigentlich vorgesehen war, in ein hoffentlich breites öffentliches Gedächtnis rettet... die sehr individuellen Geschichten der wenigen Männer und Frauen, die in den Jahren, die anhand ihrer Fichen-Registrierung in diesem Buch festgehalten werden und die biographisch, wenn überhaupt, dann höchstens sehr vermittelt miteinander etwas zu tun hatten, für eine(n) LeserIn auf äusserst spannende Weise zu etwas werden, was ich den ‚Roman‘, den ‚wirklichen‘, einer ganzen Zeit, der Zeit hier zu Lande während des Kalten Krieges, auch nennen könnte, ohne damit den hochdokumentarischen Wert des Textes schmälern zu wollen...“ *Manfred Züfle, Vorwort*

„...Wenn das Arrangement und die Mischgattung mitsamt der selbstreflexiven Rahmenerzählung ‚SchwarzundWeiss‘ Fragen hinterlassen mögen, verfolgt man doch fasziniert und oft überrascht, wie sich die Lebensläufe entwickeln, wie Ideale und Engagements, Fehlgläubigkeiten und Schwächen plastisch werden...“ *C.W., Neue Zürcher Zeitung*

„...Wäre das Buch über die ‚Staatsfeinde‘ reine Dokumentation, hätte ich es vielleicht überflogen, aber kaum von A bis Z mit Interesse verschlungen...“ *Hans Steiger, P.S.*

Zu beziehen bei: Jürgmeier – Letzacherstr. 12 – 8117 Fällanden
juergmeier@wort.ch - www.wort.ch oder im Buchhandel